

Müssen Kitakinder jetzt schon Leistungstests bestehen?

Bald sollen überall in Deutschland die Sprachkenntnisse von Vierjährigen untersucht werden. Ist das eine sinnlose Vermessung der Kindheit – oder die dringend notwendige Antwort auf die Bildungskrise? Ein Streitgespräch

DIE ZEIT: Bundesbildungsministerin Karin Prien will verpflichtende Sprachtests für alle Vierjährigen einführen, um rechtzeitig dafür zu sorgen, dass jedes Kind zum Schulbeginn ausreichend Deutsch spricht. Was halten Sie davon?

Petra Stanat: Ein wichtiger Impuls! Wir müssen unbedingt besser darauf eingehen, dass nicht alle Kinder die gleichen Entwicklungsvoraussetzungen haben – und zwar so früh wie möglich. Aus der Forschung wissen wir: Je früher man mit der Förderung beginnt, desto größer sind die Effekte. Und: Der Einfluss der familiären Herkunft auf die Kompetenzen der Kinder ist in Deutschland größer als in vergleichbaren Ländern. Diese Schere – in der Sprache und im grundlegenden Verständnis von Mengen, Mustern und Zahlen – geht bei uns besonders stark auseinander, noch bevor die Kinder in die Schule kommen. Das müssen wir ernst nehmen!

Rahel Dreyer: Ich bin skeptisch, ob eine Vermessung der Kinder die Lösung ist. Sprachtests – das klingt gut, man wird aktiv! Aber Tests allein helfen nicht weiter. Wenn sich jetzt alles darauf konzentriert, besteht die Gefahr, dass der Auftrag der Kita verengt wird auf die Vorbereitung auf die Schule. Für mich klingt das eher nach einem Rückschritt.

ZEIT: Diese Sorge haben Sie gerade mit mehr als 350 Kolleginnen und Kollegen aus Wissenschaft und Praxis in einem Memorandum artikuliert. Was genau befürchten Sie?

Dreyer: Wir möchten das ganzheitliche Bildungsverständnis der Kitas hervorheben. Sie fördern soziale, emotionale, motorische und kognitive Kompetenzen der Kinder – selbstverständlich sind die sprachlichen Fertigkeiten dabei sehr wichtig. Kitas begleiten die Familien. Hier üben Kinder Gemeinschaftsfähigkeit, sie lernen, mitzubestimmen, Verantwortung zu übernehmen. Es reicht nicht aus, nur noch auf messbare Kompetenzen zu schauen. Eine gesunde Entwicklung umfasst viel mehr als sprachliche und mathematische Fähigkeiten.

Stanat: Wer bestreitet das denn? Selbstverständlich müssen die Kitas all diese Bereiche fördern, und es will niemand aus der Kita eine Schule machen. Aber das schließt eine zielgerichtete Förderung nicht aus. Jahr für Jahr starten neue Erstklässler mit massiven Nachteilen. Die Folgen sehen wir Jahre später: 20 Prozent der Grundschüler erreichen am Ende der vierten Klasse nicht einmal die Mindeststandards. Die Schulen allein können die sehr unterschiedlichen Voraussetzungen, mit denen Kinder in der ersten Klasse starten, nicht ausgleichen. Auch die Kitas müssen dazu beitragen und die Kinder früher, intensiver und individueller fördern.

Dreyer: Das klingt, als würden Kitas Kinder nicht systematisch fördern und hätten keinen Bildungsauftrag. Erzieherinnen beobachten Kinder kontinuierlich, auch um Entwicklungsrisiken zu erkennen. Ein weiteres einmaliges Screening hilft da nicht weiter. Es gibt etablierte Verfahren, mit denen Fachkräfte im Spiel, im Gespräch und in der Gruppe beobachten. Sie wissen meist genau, wo jedes einzelne Kind steht und was es braucht.

Stanat: Ich habe große Zweifel, dass dies der Fall ist. Die Verfahren, von denen Sie sprechen, sind extrem anspruchsvoll und aufwendig und bleiben oft folgenlos. Das muss einfacher und effektiver gestaltet werden.

Dreyer: Die angeblich so effektiven Screeningverfahren, die nun viele fordern, werden dem einzelnen Kind und seiner Lebenswelt oft nicht gerecht. Das sind Standardtests, die nur einen punktuellen Stand abbilden, der noch dazu abhängig von der Tagesform des Kindes ist. Unser Problem liegt doch woanders: Vielerorts fehlt geeignetes Personal, es werden vermehrt Quereinsteiger und Geringqualifizierte eingesetzt. Viele Erzieherinnen können kaum die Grundbedürfnisse der Kinder erfüllen. Ihnen jetzt vorzuwerfen, sie würden Bildung vernachlässigen, verkennt die Lage.

ZEIT: Frau Stanat, unterschätzen Sie den Druck, unter dem die Kitas im Alltag stehen?

Stanat: Ich stimme zu, dass mehr Ressourcen nötig sind. Aber diese müssen gezielt eingesetzt werden. Ich habe vor einiger Zeit ein paar Tage in einer Kita verbracht und konnte da all das sehen, was auch Studien zeigen.

ZEIT: Was genau haben Sie erlebt?

Stanat: Das war eine Einrichtung in einem Außenbezirk von Berlin mit einer sehr diversen Kindscharr, manche konnten kaum Deutsch. Die Kita ist gut ausgestattet, und ich war begeistert, wie zugewandt und unterstützend die Erzieherinnen waren. Es herrschte eine sehr warme Atmosphäre. Eine sprachliche Förderung für die Kinder, die diese gebraucht hätten,



Petra Stanat, 61, leitet das Institut zur Qualitätsentwicklung im Bildungswesen an der HU Berlin, das die nationalen Schulleistungsstudien durchführt



Extraförderung, um besser Deutsch zu lernen? Empfinden manche als diskriminierend

nicht gegen solche Tests, sie können nach Bedarf individuell eingesetzt werden. Doch sie sind eben kein Allheilmittel. Allein der Aufbau solcher Teststrukturen verschlingt enorme Mittel – Leute müssen geschult, die Ergebnisse verwaltet werden. Und da hat man noch gar kein Kind gefördert.

Stanat: Selbstverständlich muss einem Sprachtest eine verbindliche Förderung folgen, und genau das ist ja auch geplant. Im Übrigen sind die Beobachtungsverfahren, die Sie vorhin so gelobt haben, um ein Vielfaches aufwendiger als Tests.

ZEIT: Frau Dreyer, Sie haben vor ein paar Monaten eine Stellungnahme von über 40 Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen unterschrieben, die selektive Fördermaßnahmen ablehnt. Diese seien diskriminierend, defizitorientiert und letztlich sogar rassistisch, heißt es da. Wie kommen Sie zu einer solchen Einschätzung?

Dreyer: Wenn Kinder eine gesonderte Förderung bekommen, werden sie für diese Zeit aus der Gesamtgruppe ausgeschlossen. Das muss sehr sensibel gemacht werden. Betroffene Kinder nehmen oft schon früh wahr, dass sie als Problemfälle gelten und ihre Herkunft weniger wertgeschätzt wird. Sie spüren, dass eine Sprache wie Englisch – wie Frau Stanat eben erzählt hat – geschätzt wird, während sie mit ihrer Herkunftssprache als Förderfall gesehen werden.

Stanat: Was ist denn die Alternative? Die geringen Deutschkenntnisse der Kinder zu ignorieren und mit einer gezielten Förderung zu warten, bis sie in die Schule kommen? Ehrlich gesagt empfinde ich das als Diskriminierung! Zumal ich davon ausgehe, dass professionelle Fachkräfte eine Förderung pädagogisch so gestalten können, dass sie nicht stigmatisierend wirkt.

Dreyer: Bisher gibt es aber keine guten Verfahren, um Mehrsprachigkeit bei der Sprachstandserhebung angemessen zu berücksichtigen. Man kann oft nicht erkennen, wenn Kinder zwar sprachlich weit sind, aber eben noch nicht im Deutschen.

Stanat: Das ist ein wichtiger Einwand, den man bei der Gestaltung der Sprachstandsverfahren in der Tat berücksichtigen muss. Es muss gut überlegt und konstruktiv diskutiert werden, wie die Verfahren angelegt sein müssen, damit sie möglichst genau und effizient das erfassen, was sie erfassen sollen. So würden wir weiterkommen. Aber eine reflexhafte Ablehnung von Tests und individuellen Fördermaßnahmen für Kinder, die mehr Sprachbildung benötigen, bringt uns nicht voran.

Dreyer: Von einer reflexhaften Ablehnung kann hier nicht die Rede sein. Ich erachte eine bedarfsgerechte Förderung als sehr wichtig. Studien zeigen jedoch, dass eine gut gemachte, in den Kitaalltag integrierte Unterstützung langfristig wirksamer ist als eine separate Förderung.

Stanat: Das auch schließt das andere nicht aus. Doch heute kommen selbst Kinder, die zwei oder drei Jahre in der Kita verbracht haben, mit großen Sprachproblemen zur Schule. Das darf nicht sein.

ZEIT: Was halten Sie von dem Vorschlag, ein verpflichtendes Vorschuljahr für alle einzuführen?

Stanat: Das wäre sehr aufwendig und ist auch nicht unbedingt notwendig. Wichtig ist, dass wirklich alle Kinder, die eine sprachliche Förderung benötigen, diese von entsprechend ausgebildeten Fach- oder Lehrkräften erhalten, ob in der Kita oder in einer Vorschule. So macht es Hamburg, wo man die Schulpflicht für diese Kinder quasi vorgezogen hat.

Dreyer: Ich halte weder von einem Vorschuljahr noch von einem Kitapflichtjahr etwas. Aus meiner Sicht relevanter ist die Frage, warum bestimmte Kinder deutlich weniger Jahre in der Kita verbringen als andere. Eltern, die von Armut betroffen sind oder kein Deutsch sprechen, haben viel geringere Chancen, einen guten Kitaplatz zu bekommen, als andere. Das müssen wir anders organisieren.

ZEIT: Was wäre also jetzt am wichtigsten, damit Kinder in den Kitas mehr lernen?

Dreyer: Was wir brauchen, sind hohe, bundesweit einheitliche Qualitätsstandards. Außerdem müssen wir in die Fachkräfte investieren. Sie müssen gut aus- und weitergebildet werden und brauchen attraktive Arbeitsbedingungen. Sonst verlassen noch mehr Kolleginnen das Feld, und die Länder sehen sich gezwungen, die Standards in den Kitas weiter zu senken.

Stanat: Da sind wir uns völlig einig, wobei es auch einer Haltungsebene bedarf: Dass die Kita auch auf die Schule vorbereiten muss, scheint noch längst nicht Konsens in Deutschland zu sein.

Die Fragen stellten **Johanna Schoener** und **Martin Spiewak**

Streit um den Auftrag der Kitas

Der Plan

Der Koalitionsvertrag sieht vor, bei allen Vierjährigen in Deutschland den Sprach- und Entwicklungsstand zu erheben. Noch vor Schulstart sollen jene Kinder identifiziert werden, die Unterstützung brauchen. Für sie soll auf die Testung eine verbindliche Förderung folgen.

Die Reaktion

Die Screening-Pläne der Bundesregierung werden in der Kita-Szene teils sehr kritisch gesehen. In einem Memorandum, das der ZEIT vorab vorlag, erinnern diese Woche 369 Akteure aus Wissenschaft und Praxis an den ganzheitlichen Auftrag der Kitas. Sie fordern die Politik auf, den qualitativen Ausbau der Einrichtungen voranzutreiben.

tigen haben, von denen fünf gewickelt werden müssen, weil eine Kollegin krank ist? Bei meinen Studien zu kindlichem Stress arbeite ich mit Videoanalysen aus dem Kitaalltag. Manche Erzieherinnen weinen, wenn sie die Aufnahmen anschauen. Die sagen: Wir sehen den Bedarf der Kinder, wir wissen, was wir tun müssten. Aber wir schaffen es nicht. Ich halte es für absolut schädlich, in der Situation auch noch Misstrauen gegenüber ihrer Professionalität zu säen.

Stanat: Der Krankenstand ist bei Erzieherinnen in der Tat sehr hoch, und dagegen muss etwas getan werden. Aber noch einmal: Auch schon früher war die Anregungsqualität in Kitas zu gering. Das muss man doch zur Kenntnis nehmen und sich fragen, wie sich das Professionalitätsverständnis ändern muss, damit gerade auch die schwächeren Kinder besser gefördert werden. Woher rührt die Abwehrhaltung gegen diese Frage? Wir wollen doch eigentlich alle dasselbe, nämlich dass jedes Kind eine gute Entwicklungschance hat.

Dreyer: Den letzten Satz würde ich völlig unterschreiben. Aber die Frage ist, wie wir da hinkommen. Noch mal zu den Sprachscreenings: Ich bin gar



Rahel Dreyer, 47, ist Professorin für Pädagogik und Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre an der Alice-Salomon-Hochschule Berlin